

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

19 (23.1.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Begegnungen, die man nicht vergißt

Aus den Lebenserinnerungen eines deutsch-schweizerischen Dichters

Von Ernst Zahn

(Nachdruck verboten)

Am 24. Januar feiert der Dichter Ernst Zahn seinen 65. Geburtstag. Auf unsere Bitte stellte er uns die folgenden Erinnerungen zur Verfügung.

Sinkt, als ich noch als Bahnhofsdiener am Eingang zum Gottfriedsmittel lebte, begegnete mir so viele Menschen, daß es schwer hielt, den einzelnen im Gedächtnis zu behalten. Ich stand wohl auch oft schon hinter den Fenstern meiner Säle und schaute illustrierten Gästen nach, etwa dem somptuösen, kranken Kronprinzen Friedrich von Preußen, dem späteren Kaiser, der nach dem Süden reiste, oder dem großen Schweizer Maler, der sich mit seinem Adjutanten auf dem Bahnhof erging, ehe der Zug wieder weiterfuhr, dem in den 1870er Jahren lebenden Dichter Konrad Ferdinand Meyer oder dem unglücklichen Umberto von Italien, der bald nach seiner letzten Durchfahrt in Genua einem Mörder zum Opfer fiel. Was wußten sie alle von dem Manne, der sich eine halbe Stunde lang um eine Waise kümmerte für sie bemühte?

Wenn ich heute an dieses „Hinterm-Fenster-Stehen“ denke, so ist mir, das ganze Leben sei ein „Durch-Scheiben-Schauen“ gewesen. Bergheimlichkeit macht müßig. So kann ich heute nicht mit großen Bekanntschaften prahlen. Es war für den Verdorfen für kurze Ferien Entzogenen ein verwirrendes Erlebnis, als er zum erstenmal in Berlin den Straßenverkehr einer Großstadt, Plätzen mit Sammlungen von unerhörtem Wert, Theaterdarstellungen von höchster Eindringlichkeit kennen lernte. Als ein — Frad und Ruhm noch recht ungeschickt tragender — Gast lag er inmitten einer vornehmen Abendgesellschaft, in der Erich Schmidt eine Novelle von ihm vorlas und in strahlender Mündlichkeit gütig auf den „Knauden aus der Fremde“ und sein Werk hinwies.

Seither sind viele Jahre vergangen. Der Mann aus den Bergen ist zu Tal gestiegen und in Frad eigener Gastgeberrolle heimlich geworden. Er ist viel gereist, hat viele bedeutende Menschen kennengelernt. Aber ein wenig stand er immer noch hinter den Scheiben der Jugendbücher, ob nun der Dichter mit dem Goethekopf, der unerreichte Dramatiker aus Deutschlands Bestzeit freundlich bei ihm eintrat, oder ob er hoch oben im Norden dem jungen hochbegabten Norweger und Romanistiker E. W. Welle-Strand begegnete. Irgendwie konnte er nicht aus sich selbst heraus — wie der Bergwald sein rauschendes Herz nicht nach außen treten kann.

Bekanntchaften mit Namenlosen sind zu taunenden über die Begegnungen mit Prominenten hinweggewandert. Was aber nicht gerade in diesem Streifen an Leute des Alltags Bedeutung? Schlägt nicht das Herz der Welt am regelmäßigen und ruhigen, darum am vernünftigsten in denen, die nur ein kleines Stück von ihr in sich tragen? Oder hätte der der Einsamkeit Enttarnende und Entwürde in ihnen am ehesten sich selbst, sei es eines Scheues, Betrübten, hinblühendes, aber Mißverstehenden immer wieder fürchtendes Weien gefunden?

Wäre nicht etwas Unbegreifliches in den Wägen jener zwei jamaikanischen Mädchen, die nach einer Vorlesung in einer norddeutschen Stadt auf dem Bahnhofssteig abgingen, sich verlegen herumdrückten, ein Wort nicht wagten, und als der Zug sich in Bewegung setzte, aus der Fülle ihrer Begleitung ihr „Auf Wiedersehen“ riefen? Oder im Schein der Augen des Kindes, das auf der Mutter Gesicht den Blumenstrauss dem Autor bot?

Welches Zusammentreffen heute mit einem weißhaarigen Vater und seiner schlanken Tochter! Ein freundlicher Gruß noch nach dem Abschied aus, mit dem sie die Reise heraus antreten. Eine halbe Stunde später ein taubendes lebendes Pferd, die zerfallene Dorschel hinter sich herziehend. Und später die beiden an Gang einer Schlucht, umgeben von Wagentrümmern, sterbend!

Welch eine Begegnung morgen mit dem deutschen Studenten, der, ein waderer und sicherer Gänger, frühmorgens Abschied nimmt, vom Wald herunter noch lachend grüßt — und am Abend als ein Toter auf reißgeschmüdter Bahre wiederkehrt.

Jetzt stand ich zu Odense auf Fünen in den schlichten Stuben des Märchenerzählers Andersen, jetzt auf der Treppe der Kirche in derselben Stadt, auf der ein todesmutiger Dänenprinz unter den Schlägen der Gegner fiel, die den in die Kirche geflüchteten König suchten. Und jetzt schaute ich, ergriffen, stumm zum Fenster eines hohen Hauses in der zum erstenmal sich mir öffnenden kleinen Seemalstadt meines Vaters im Nördelgebirge empor. Da, so erzählt mir ein Beileiter, habe immer die Großmutter gelesenen, des Vaters Mutter. Und da stand der Enkel, selbst schon Großvater geworden, wünschte die Jugend zurück und baute in Gedanken eine ferne Bergangeheilt noch einmal auf.

Übermals dann Begegnungen mit Zuhörern, mit einer Stube voller alter Leute, deren Auge müde geworden, die des Vorlesers Worte nur noch aus der Erinnerung oder gartlich kannten, die ein wenig schlaftrig und widerwillig in die Gänge sich hoben und dem Ruf der wütigen Damen folgten, die meinten, ihnen mit einer Lesung ein gutes anzuzeigen. Dann das Erwaschen der Hände und Gesichtes, ein erregtes Spiel der Kunsthande, ein Glimmen im Blick, leise Rufe auf eingestapelten Rängen. Und man glaubte Feiertagsstille und gleichmütige Herzen noch einmal alltags-täglich klopfen zu hören.

Die Strahlungsstriche! Man sah auf der Dreieckspore und las. Anten in dunkelgeschlossenen Stühlen hockten 150 Männer und



Der Schweizer Romanist Ernst Zahn 65 Jahre alt.

Frauen, am Leben gestraucht, dem Leben entziffen, viele Lebenslagen verkehrt. Totenstille. Nur manchmal ein Klirren der Metallnummern, die vorn an der Brust jedes Einzelnen befestigt waren. Jedes Wort, das man sprach, wog dreifach schwerer; denn der sie nicht, hört sie anders als sonst, hört sie im Gefühl seines eigenen Menschentums und im Empfinden, daß Mensch zum Menschen nie ohne Güte sprechen soll, daß keiner weiß, wann seine schwache Stunde schlägt.

Nachher gleich drei inhaltschwere Begegnungen auf einmal! In seiner Zelle schlüßte der Nord er, als der Anstaltsgeistliche mit dem Autor eintrat. Eine ihm zugewandte weiße Taube, Sinnbild einer zwischen Himmel und Erde schwebenden Barmherzigkeit,

Bodenschauern, sich in eine duftende Persönlichkeit zu verwandeln, mit Lachschublen und himmelblauen Mantel. Bin ich kein? Gehe ich die, Franz? Oh, — der Atem würd ihm wegbleiben!

In der nächsten Sekunde hatte Lena wieder die Augen offen. Sie dachte: er hat mich lieb, so wie ich bin. Alles ist gut, — ja? Wenn er wählen sollte zwischen mir und Karla, wird er immer wieder mich wählen!

Ihr wurde wieder leicht und frei zumute, am liebsten hätte sie gelacht. „Aus den schönsten Damen macht er sich nichts, er hat nur mich lieb.“

„Verblendet ist er, der Franz!“ stellte sie entzückt fest. „Er hat mich lieber als die schönsten Damen. Gott sei dank, er ist halt ganz verblendet.“

Da drehte sich Karla mit einem Ruck um. „Da drüben ist jetzt eine Konditorei, — ist die schon lange da?“ Lena bekam Herzklopfen. Sie zuckte hilflos die Achseln.

„Da sind Sie wohl noch nicht lange mit ihm zusammen?“ Karla setzte sich an den Tisch und zog die Handschuhe ab. Ihr Gesicht war heiter, voll Sanftmut, hinter der es lauerte und drohte.

„Das hab ich mir schon am Sonnabend gedacht, Fräulein, daß Sie noch nicht lange mit Franz sind!“

„Und plötzlich kalt und jähnel!“

„Selt wann eigentlich?“

„Selt Sonnabend!“

Lena hatte geforsam geantwortet. Aber gleich nachher packte es sie: war sie ein Schulkind, das jeder austragen durfte?

Mit verkniffenen Lippen ging Lena zum Schrank und holte das Paket heraus.

„Bitte, Fräulein, hier ist...“

„Danke!“ sagte Karla und legte das Päckchen neben sich auf den Tisch. „Glaubt die kleine Person wirklich, daß es so einfach ist im Leben: man zieht zu einem Mann, scheuert den Fußboden und singt vor sich hin, laut, daß es bis ins Treppenhaus schallt? Nein, so einfach ist das Leben nicht. Denn manchmal steht jemand vor der Tür, und das Singen stört ihn.“

„Also seit Sonnabend?“

Karla lächelte vor sich hin. Plötzlich schnellte sie die Hand hoch, alle Finger gespreizt, als wollte sie ein Signal geben.

„Acht Tage!“ rief sie. Ihre Stimme strahlte.

Dann ließ sie die Hand sinken und sagte gedämpft:

„Höchstens acht Tage! Eine Woche gebe ich Ihnen. Menschenskind, aber länger dauert das sonnige Glück auf keinen Fall!“

Und immer heiterer:

„Mit treuer Liebe ist bei dem nichts zu holen. Der ist nicht für's Neelle. Der schöne Franz, der brennt das ganze Jahr lichtlos. Aber alle paar Tage für ein anderes Mädchen. Und dabei immer mit dem blauen Augenauflage und die Hand aufs Herz gelegt: nur dich hab ich lieb! Wissen Sie, daß Sie mich lieb tun? Ach, Fräulein, Sie tun mir leid.“

Karla überlegte nicht lange, was sie sagte. Sie lag, so wie ein armer Mann hinguckt und dem reichen Mann die blanken Fenster-scheiben einwirft. Er weiß zwar, daß es ihm nichts hilft, daß nichts dadurch geändert wird, und der Reiche weiterhin reich bleibt. Aber

das Köpflein an seine Brust gedrückt, schmiegt sich in seines Rodes Falten.

Dann die zweite Kammer der Schuld: Ein weißbärtiger Loter liegt auf seinem Bett, einen Ausdruck unendlichen Friedens im Gesicht. Zwei Drittel seines Lebens, erzählt der Varrer, hat der Dieb im Zuchthaus zugebracht. Aber nie starb ein Mann friedlicheren Todes.

Und der dritte Besuch! Ein Mann sitzt, den Kopf zwischen die gehaltenen Hände gezwängt, ein Verarmelter, vor dem Gott. Auf dem Tisch liegt der Felsen einer Zeituna, in den eingeklopfen irgend ein Besucher ihm ein Stück Lebstuchen und das tiefste Leid auetragen. In diesem Zeitungsrest ließ der Zufall den Sträfling den furchtbaren und jähen Verbrennungstod seines einzigen Kindes lesen.

Wie die Feder fliegen will, da sie einmal ins Schildern gekommen! Aber der Raum ist bemessen. Als ich begann, bedachte ich nicht daß, um die Begegnungen von Jahrzehnten aufzusetzen ein Buch, nicht ein Blatt allein nötig wäre. Vielleicht — vielleicht fülle ich jenes noch! Eines Tages!

## Auch ein „Kulturhollischwitz“

Zu Eduard Manets 100. Geburtstag

„Was uns not tut, ist die Sonne, die freie Luft, eine helle und junge Malerei. Laßt die Sonne herein und gebt die Gegenstände so wieder, wie sie sich in taglicher Beleuchtung zeigen.“ — Dieser Ausspruch Emile Zolas wurde zur revolutionären Forderung für die jungen Pariser Maler, die um 1870 ihre Kunst von der Bevormundung durch die Vergangenheit befreien wollten. Der Realismus war erstarrt und konfunktio, der Klassizismus verlor sich in die ganze Epoche — von den Bildern noch man ordentlich den verstaubten Meiserauber, das ungefüllte Zimmer, in dem irgendwo ein Marquardt-Bouquet stand. Hier blieb es: Fenster auf, herunter auf die Straße, hinaus ins Licht mit Malstiften und Palette, fort von den Kuffen des Meisters. In Frankreich, das eine breitere kulturelle Basis als Deutschland hat, werden die meisten Bewegungen von einem Kollektiv getragen. Auch hinter der Kleinart — der Freilichtmalerei hand eine Gruppe — Renoir, Monet, Maitte, Bazille u. a. gehörten ihr an, ihr Führer jedoch war Eduard Manet. Mit dem Augenblick, da der Maler das enge Atelier verließ, mußte sich auch das Ziel des Malens wandeln: das Tempo des Lebens erforderte flüchtiges Erfassen jeder momentanen Erscheinung, die Weite des Gesichtsfeldes, Konzentration auf das Wesentliche — aus dem abgedunsteten Realismus wurde ein farbige-dramatisches Zusammenstreifen, das weniger die Sache an sich wiedergab, als den ... Eindruck, den der Künstler von der Sache hatte. Das Schlagwort Impressionismus, zuerst eine Spottbezeichnung, wurde zum Namen für die neue Bewegung, die in Deutschland bald die großen Jünger Liebermann, Seeger u. a. hatte.

Zola hat die Aesthetik des Impressionismus in dem Satz zusammengefaßt: „das Kunstwerk ist ein Stück Natur, geleben durch ein Temperament.“ Auf das Temperament kommt es an. Manet stand in seinen ersten Bildern durchaus noch unter dem Einfluß der spanischen Schule. Aber wie er auch den für seine ganze Generation entscheidenden Schritt tat, und die romantische Gewandung, mit der die Maler bis dato sich selbst halben kleideten, in die Ecke warf und mit dem modernen Anzug vertauschte, so räumte sein Bild „Dejeuner sur l'herbe“ mit Vergnügen in der Kunst auf — eine seltsame Gesellschaft modern gekleideter junger Leute und nackter Frauen im lommerlichen Wald, bestrahlt von der Hülle und Herzlichkeit des Freilichtes. Seitdem wurde er nicht müde, das Spiel der Sonne zu spielen, ob er nun ihre Reflektoren auf dem Wasser studierte oder die modernen Pariser Salons beleuchtete. Manet war der erste Maler, der nicht nur in weltstädtischem Kos und Zosinond erliefen, sondern der das weltstädtische Leben auf die Leinwand brachte: Kaffees und Theater, die Folies Bergeres und Kampafläse, Luxus und Glend der Großstadt, ein moderner Reparatur. Dann aber blieb noch eines, seine Entdeckung: der eigentümliche Charme der modernen Pariserin.

## DREI TAGE LIEBE

JOE LEDERER

Copyright 1931 by Universitas Deutsche

Verlags-Aktien-Gesellschaft in Berlin

(Nachdruck verboten)

„Wie daheim!“ dachte Karla, eine dunkle Wut flog in ihr auf. Sie stieß mit dem Fuß knallend die Tür zu.

Lena zuckte zusammen und hob den Kopf.

„Ich hab geklopft!“ sagte Karla. Sie stand noch immer in der Tür, beide Hände in den Manteltaschen, müd und herausfordernd. Sie trug einen enggedühten, himmelblauen Regenmantel aus dünnem Gummistoff. Ihre Lackschuhe waren mit Rot bespritzt.

„Guten Tag“, murmelte Lena und stand schwerfällig auf.

„Oh, lassen Sie sich nicht stören!“ Karla sah sich langsam um, wie jemand, der von einer Reise zurückgekommen ist. Ist noch alles da, Bett, Ofen, Tisch?

Lena räusperte sich.

„Ja, ja!“ sagte Karla, es klang wie: nur Geduld, die Reihe kommt auch an dich. Aber sie wandte dabei nicht einmal den Kopf, sondern blieb unbeweglich stehn, dein Blick auf einen alten Kleiderständer geheftet.

Dann ging sie mit schnellen, lautlosen Schritten quer durchs Zimmer und trat ans Fenster.

Gott weiß, warum sie hinausstarzte, und was sie zu sehen wünschte, den Himmel oder die Straße. Sie stand da wie eine Wachsfigur, die Hände auf das Fensterbrett gestützt und regte sich nicht.

Das Zimmer war voll trübem Regenlicht. Es war drückend still in der Kammer.

Lena betrachtete schein den himmelblauen, schmalen Rücken. Die andere tat ihr leid. Es war keine Liebesheißigkeit und kein seltsames Mitleid, nur eine dunkle, strömende Angst, daß es jeder Frau so geschehen kann, in ein Zimmer, in dem sie einmal herein gewesen, zurückzutreten als Fremde, und auf nichts mehr Anrecht zu haben, als auf den Blick durchs Fenster.

Lena farrte unentwegt das Fräulein an. Sie verglich sich mit ihr, mit dieser hübschen, eleganten Karla, die was ganz Besonderes und was war man selbst? Ein alltägliches Geschöpf, das stumm und dumm dahinschlüpfte.

In dem Geistesdunst mischte sich immer stärker Karlas Parfum gemohn, solchen Wohlgeruch einzuatmen! Eine Sekunde lang stieg ein hochkonzentrierter, brennender Wunsch in ihr auf: wie Karla zu sein! Aus einem grauen Geschöpf, dessen Kittel feucht war vom

immer wieder wird der Arme hingehn, seine Steine schleudern und sich an der Seligkeit der kleinen Rache berauschen. Steht auch das Haus des reichen Mannes unerschütterlich, — ein paar Fensterscheiben sind trotzdem zerstört, und vielleicht flog einer der Steine bis ins Zimmer und hat den hellen Boden zertrübt und beschmutzt.

„Der Franz ist für Abwechslung! Puppe, wenn Sie mir folgen, denn packen Sie Klamotten und gehn wieder heim, bevor der Franz Sie unglücklich gemacht hat. Keine Antwort, Fräulein! Sie glauben vielleicht ... mir liegt nichts mehr am Franz. Ich hab keine Absichten auf ihn. Und ob er —“

Die Hände in den Manteltaschen, mit lässigen Schritten, ging Karla auf und ab.

Lena schwieg, verwirrt und unsicher: wenn Franz wählen sollte zwischen mir und Karla, wird er immer wieder mich wählen?

Höchstens acht Tage, mein goldenes Herzchen, — denn wird dem Franz einfallen, daß ihm Ihre Kleider nicht gefällt, und am Tag darauf wird ihm Ihr Gesicht nicht mehr gefallen. Gehn Sie lieber gleich fort, ich kenn den Zimt besser als Sie. Warten Sie nicht, bis er ...“

Sie warf dem Mädchen ihre Lügen ins Gesicht. Kleine, scharfe Steine, an denen Straßenschmutz und Empörung kleben. Aber erst der letzte Stein traf:

„Ich will Ihnen ja nicht weh tun, aber so 'n hübscher, schicker Junge wie Franz stellt doch Ansprüche — der will 'n Mädchen, mit dem er sich zeigen kann, 'n hübsches Gesicht, nich wahr? Gott, so am ersten Tag, da is er blind vor Liebe, und am zweiten sagt er vielleicht noch: für mich biste immer hübsch, — aber so nach und nach, wenn er abgekühlt is, dann sieht so 'n Mann ganz genau, was nich in Ordnung is. Denn is ihm das peinlich, wissen Sie? Denn fängt er an zu vergleichen, denn ...“

Lena stand regungslos und blickte auf die Wand. Lieber dem Sofa hing ein Bild, herblicher Buchenwald. „Schön ist der Wald!“ dachte Lena. Sie dachte: „Das Bild hängt ja schief, ich werd hingehn und es grad rücken!“ Aber sie rührte sich nicht. Hinter ihrem Rücken klapperten Karlas Stöckelschuhe. Auf und ab, leise Tritte, schnelle Tritte, keine Ruhe. Lenas Mund war trocken vor Angst. Sonntagabend, vom See her steigt der Nebel auf, und Franz sagt: die Staatrobe haste wohl von Muttern geerbt? Das Bild hängt schief, — wenn er erst ein hübschen abgekühlt ist, denn fängt er an zu vergleichen, höchstens acht Tage geb' ich Ihnen, es ist keine Luft im Zimmer, das Fenster aufmachen, das Fenster auf...“

Karla sagte:

„Das müssen Sie doch zugeben, Herzchen: Ihre Garderobe sieht ja wirklich aus wie von Muttern geerbt!“

Lena wollte schreien. Ihre Lippen zogen sich hoch, bis man das bleiche Zahnfleisch sah. Aber sie brachte nur einen kurzen Laut hervor, mit zusammengebissenen Zähnen, schrill und pfeifend. Sie schrie wie eine Maus in Todesnot.

Karla versuchte zu lächeln, aber es gelang ihr nicht. Es war der stiepende, entsetzte Lächelschrei einer Maus, ausgestoßen von einem Menschen, aber das war nicht merkwürdig, noch lächerlich. Denn er flog auf, brennend wie jeder Schrei der schmerzreichen Kreatur.

(Fortsetzung folgt.)